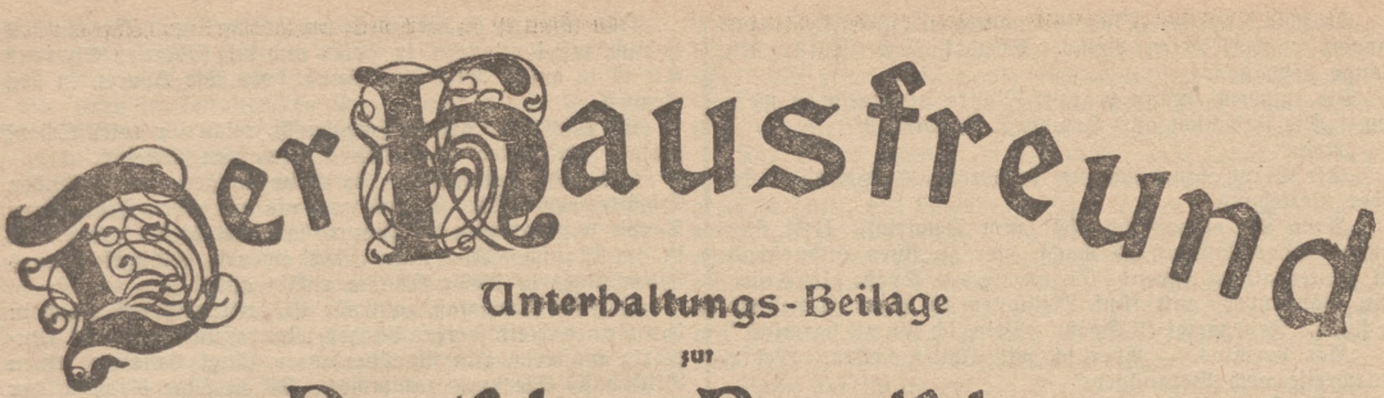


Nr. 238. **Bromberg, den 15. Oktober 1930.**

Susannes Revolution.

Eine untragische Geschichte

von Margaret Laube.

Copyright by (Urheberschutz für) Köhler und Amelang G. m. b. H. Leipzig 1930.

7. Fortsetzung. ——— (Nachdruck verboten.)

„Und Sie machen — alles andere?"

„Alles nicht", antwortet das Mädchen nüchtern. „Wir haben eine Köchin. Aber ich kaufe alles auf dem Markt ein".

„Und was bezahlt Ihnen Frau Rollin dafür?"

Das Mädchen sieht erstaunt auf. „Den tariflichen Lohn, gnädiges Fräulein. — Das Einrichten und freie Schalten macht mir Spaß", fügt sie rascher hinzu.

Susanne hat ihre Rechnung vergessen. Schon wieder eine, der Verantwortung und Arbeit Spaß machen. Sie wird dieses Mädchen zum Plaudern bringen, wenn sie mehr Zeit hat. Sie knöpft ihr Jackett zu. Das Mächen tritt zurück. „Die Rechnung stimmt, gnädiges Fräulein. Die Pension für dieses Zimmer beträgt dreihundert Mark. Das ist noch nicht einmal teuer. Gnädiges Fräulein haben nicht nach dem Preis gefragt."

Susanne nickt ungeduldig. Mama hat immer alle Rechnungen bezahlt. „Es ist gut. Es wird wohl berechtigt sein. Ich danke, Fräulein."

Das Mädchen grüßt ernst und verschwindet lautlos.

Susanne schiebt die Rechnung in ihr Stenogrammheft. Sie wird sie heute abend bezahlen. Aber morgen muß sie anfangen zu sparen. Sonst kommt sie mit ihren tausend Mark nicht weit. Denn das Konto, das Mama ihr bei der Dresdenerbank eröffnet hat, wird sie nicht antasten.

Vera Bach verdient zweihundert Mark und lebt davon.

Susanne rennt hin und her. Sie muß eine einfachere Pension suchen. Sie findet eigentlich nicht, daß die Pension Rollin besonders elegant ist. Das Zimmer hat kein eigenes Bad, und das Licht über dem Schreibtisch ist auch ungenügend. Sonst ist es ganz nett hier. Das Essen ist gut. Susanne fürchtet sich aber nicht vor schlechtem Essen, denn sie hat es noch nie probiert. Sie wird umziehen am Ende des Monats und in einem billigen Restaurant essen.

Sie schlägt die Tür hinter sich ins Schloß und rennt die Treppe hinunter. Nun kommt sie schon zehn Minuten zu spät!

Sie nimmt den Mantel auf der Straße eng zusammen. Es regnet ganz fein und durchdringend. Die Autos schleifen auf dem Asphalt. Sie hebt die Hand. Wieder so ein kleines, schäbiges Taxi! Aber sie kann nicht länger warten.

Sie fährt zur Reitbahn und klemmt die Knie beinah zärtlich gegen den Mietsgaul. Es ist eine schmächtige, nicht unedle Fuchsstute. Sie klopft den feinen Hals. Komisch, daß sie hier sogar in der Bahn Lust am Reiten hat! Das ist ihr früher in den Wintermonaten immer so lästig gewesen.

Der pensionierte Rittmeister sieht ihr von seinem hochbeinigen Schimmel nach. Sie fühlt es und nimmt das Tier zusammen. Sie weiß, daß sie gut reitet. Die Luft von Pferden und Lohe atmet sich angenehm nach dem schlecht gelüfteten Zimmer in diesem Handelsinstitut. Unglaubliche Gesellschaft übrigens! Wenn es nicht durchgemacht werden müßte, ginge sie keine Stunde wieder dorthin.

Junge Fratzen aus Bürgerschulen in unglaublichen Wandervogelhängern, daneben blasse Frauen, anscheinend Witwen, hier und da eine Schweigsame, aus besseren Kreisen, stumm und hochmütig wie sie, — alles in allem kümmerlich!

Aber sie darf weder rechts noch links sehen!

Sie berührt den Fuchs mit der Gerte. Wir wollen galoppieren, mein Tierchen! Galoppieren und nicht rechts und links sehen! Es ist der Anfang. Und schließlich sind es nur vier Stunden vormittags. Wenn sie erst eine Stellung hat wie Vera Bach, dann sieht es anders aus.

Dann kommt das heiße Fieber des Mit-Dabei-Seins, die Befriedigung, die sogar dieses Stubenmädchen in der Pension in den Augen hat, der Stolz, keinen mehr zu brauchen, der die Rechnungen bezahlt aus Bankguthaben, die der arme Papa erworben hat.

Sie galoppiert in weichen Schwüngen über die Lohe. Nachher wird sie ihren Kaffee im Atlantik trinken, wie jeden Nachmittag.

Als sie eine Stunde in der Bahn geritten hat, sind die Beinmuskeln wieder geschmeidig.

Sie nimmt wieder einen Wagen, denn es regnet noch immer. Ihre Ecke, wo sie jeden Tag sitzt, ist noch frei. Sie schiebt sich durch die Tische. Der hochgewachsene, schmale Körper in der Reitjacke und den Hosen fällt auf. Sie geht unbekümmert durch die Blicke und wirft sich in das Ecksofa. Sie bemerkt nicht gleich, daß ein Kaffeegedeck am anderen Tischende steht. Als sie es sieht, kommt auch der Gast, der hier gesessen hat, schon zurück. Er hat getanzt. Ein dunkles, etwas gelbliches Gesicht von internationalem Typ. Er verbeugt sich abwartend.

„Dies war Ihr Tisch? Das tut mir leid", sagt Susanne befehlend.

Der junge Mann lächelt. „Es tut mir eigentlich nicht leid, Gnädigste. Falls Sie sich mit dem Sofa begnügen und mir erlauben —"

„Gut", schneidet Susanne ab. „Bleiben Sie hier. Dann brauche ich nicht umzuziehen. — Ich habe Sie übrigens schon hier gesehen."

Der junge Maura ist nicht besonders eitel, aber dies schmeichelt ihm doch. Er verbirgt seine Genugtuung. Die Dame sieht ungewöhnlich aus, aber er ist sich noch nicht klar, ob aus guter Gesellschaft oder Halbwelt.

Er setzt sich ihr gegenüber. „Darf ich rauchen?"

Sie nickt. Die Kapelle fängt einen Tango an. Maura sieht sich um. Seine Tangodame ist nicht da. „Ich riskiere nicht gern einen Tango mit einer Fremden", sagt er ehrlich, „trotzdem möchte ich Sie fragen, ob Sie Lust haben?" Er taxiert das, was er sehen kann: biegsam ist sie wohl, wenn sie nicht klein ist . . .

Susanne hat den Blick gesehen. Sie lacht. „Ich kann nicht tanzen heute. Ich bin in Hosen."

Er schielt an der Tischplatte entlang und sieht die langen, engbekleideten Beine. Schade! Sie ist für den Tango geschaffen.

Sie rauchen. Dann beginnt Maura neugierig zu werden. „Sie sind nicht aus Hamburg, Gnädigste?"

„Nein."

„Die Stadt eignet sich zur Durchreise, — interessant in jeder Beziehung."

„Aber Sie eignen sich nicht zum Detektiv", lacht Susanne. Wieviel Spaß es macht, hier zu sitzen und etwas im Hinterhalt zu haben! Es machte nie Spaß, als Fräulein Vandenberg mit fünf Millionen in einer Tanzdiele zu sitzen. Jetzt macht es Spaß. „Nein, ich bin zu harmlos."

„Ach, harmlos. — Aber ich will Ihnen helfen. Weder Durchreise noch Vergnügen."

„Also Dauer?"

„Jawohl, Dauer", sagt Susanne stolz.

Verheiratet, taxiert Maura. Geht allein aus. Denn als Halbwelt ist sie doch wohl zu selbstverständlich in ihrem Auftreten. Verheiratete Frauen sind nicht sein Fall. Das gibt Komplikationen.

Sie hat sich Kuchen bestellt und beide Handschuhe abgezogen. Sie erwischt ihn, wie er ihr Hände absucht. „Nein, Sie irren sich", sagte sie lustig.

„Um so besser. — Aber wenn wir noch einige Minuten hier zusammensitzen, lesen Sie mir den Namen durch die Brieftasche von meiner Karte. Maura. Volontär bei Schmidt Söhne. Heimatstadt Amsterdam."

Die hellen Augen im Halbdunkel der Nische funkeln. „Ich bin eine angehende Kontoristin."

Sie genießt den Klang des neuen Wortes. Maura senkt diskret die Augen. Das ist natürlich nicht wahr. Er wird nun sogar wieder unsicher, ob sie überhaupt eine Dame ist. Aber man kann ja ruhig ein bißchen weiterplänkeln.

„Sehr interessant. Kontoristinnen gibt es in Hamburg wie Sand am Meer. Wie kommen Sie auf den Beruf?"

„Wie ich darauf komme? Sie fragen etwas sonderbar, Herr Maura. Ich kann nichts anderes."

„So." Er sieht langsam herunter auf die Reithosen.

Susanne wird rot. „Darum müssen Sie sich nicht kümmern. Das kommt daher: —" und nun erzählt sie zum erstenmal „ihre" Geschichte. Die Geschichte ihrer Verarmung. „Wir haben ziemlich viel Geld gehabt, wissen Sie. Aber es ging verloren. Durch Spekulation, ja. Meine Mutter spekulierte. Was meinen Sie, worin? Worin man spekuliert? Das weiß ich doch nicht. Sonst hätte ich es vielleicht verhindern können." Sie blickt scheinheilig vor sich hin. „Aber nun ist das Geld verloren. Und ich fange an zu arbeiten. Reiten tu ich nur nebenbei. Man braucht es ja nicht aufzugeben, nicht wahr? Es ist so gesund. — Vorläufig lerne ich noch. Aber dann suche ich mir eine Stellung, hier in Hamburg. Sie sagen ja selbst, es gibt hier Kontoristinnen wie Sand am Meer."

„Ja, Kontoristinnen. Das hat er allerdings gesagt. Aber Kontoristinnen sehen anders aus. Das sagt er nicht. Kurioses Mädel, das er da aufgegabelt hat. „Sprechen Sie englisch?"

„O ja. Ich war ein halbes Jahr in Cowes. Und wochenlang auf Malta."

Er besinnt sich noch. Aber sie ist tatsächlich interessant. Seit sie den kleinen Filzhut abgenommen hat und das volle, rötliche Haar da in der Ecke loht, ist er bedeutend weniger bedenklich. „Bei Schmidt Söhne wird am ersten März die Stellung einer englischen Stenotypistin frei. Junge Dame heiratet. Wenn Sie Lust hätten?"

Susanne setzt der Herzschlag aus. Es geht so herrlich schnell. „Natürlich hab ich Lust. Großartig! Schmidt Söhne? Hört sich an nach größerem Geschäft, wie? Wie macht man das, Herr Maura? Schreibt man? Geht man hin?"

Der junge Herr kann sich nicht rühren. Sie hat seine beiden Hände an den Gelenken gepackt. Donnerwetter, ist das ein Temperament! „Schreiben. Schreiben. Und dann warten. — Ich werde mich um die Sache kümmern, wenn Sie wollen. Ja, ganz bestimmt."

Sie läßt ihn los. „Schade, nun spielen sie wieder einen Tango. Und ich habe eine Riesenlust, jetzt zu tanzen. Sollen wir?"

Jan Maura ist hier nicht in Amsterdam. Warum soll er nicht mit ihr tanzen, in Hosen und mit silbernen Sporen? Sie ist ja außer Rand und Band, bohrt die Sporen in den Teppich.

Er steht auf. Als sie hochschnellt, reicht ihr roter Schopf einige Zentimeter über seinen schwarzen Scheitel.

Sie geht, eingefühlt in seine langen, ausholenden Schritte, rückwärts. Er hat noch nie mit einer Frau einen Tango so improvisieren können wie mit dieser. Denn sie ist im Rausch. Ihr Leben, ihr eigenes, selbstgeschaffenes Leben fängt in dieser Minute richtig an!

Als der Tanz fast zu Ende ist, tritt noch ein Paar in das Tanzparkett, deren Tänzer Maura und Susanne neugierig mustert. Im Vorübertanzen fängt Susanne seinen Blick auf. Sie zuckt zusammen. Es ist Mac d'Aman, der Eintänzer aus Oberhof. Wenn er an ihren Tisch kommt, zerstört er ihre „Geschichte".

Ihre Glieder werden schwer. „Aufhören!" flüstert sie. Maura bricht sofort ab, und sie gehen zum Tisch zurück. Susanne wendet ihr Gesicht vom Tanzparkett weg. Maura wittert einen Zusammenhang. Er bemerkt, daß der Tanzende immer wieder den Tisch streift, an dem sie sitzen. Ist er doch auf einen Schwindel hereingefallen?

„Alte Bekanntschaft?" fragt er leise und beugt sich vertraulich vor.

Der Ton weckt Susanne. Ihre hellen Augen fangen an zu funkeln, sie lächelt Maura hochmütig ins Gesicht. „Nichts von Belang. Ein Eintänzer."

Dann lehnt sie ihren Kopf ganz ins Halbdunkel zurück. „Er braucht nicht zu wissen, daß ich kein Geld mehr habe."

Maura ist beunruhigt. Sie ist raffiniert. Es ist nicht besonders schlau von ihm gewesen, von Schmidt Söhne anzufangen. Er fühlt sich ungemütlich und als Anfänger.

„Dann stammt er aus Ihrer besseren Zeit, nicht wahr?"

Susanne lacht jetzt vergnügt und sieht gar nicht mehr gefährlich aus. „Aus meiner sogenannten besseren Zeit, jawohl. Er war mein bezahlter Eintänzer. Sie verstehen, daß ich ihm hier nicht gern begegne."

Maura versteh' es. Sein Argwohn ist wieder verscheucht. Als sie gleich darauf aufsteht, begleitet er sie. Und jetzt spart sie das vierte Auto dieses Tages. Sie schlendern zusammen am Alsterufer entlang. Der Regen hat aufgehört. Mit dem Westwind kommt Sirenengeheul vom Hafen herüber. „Schluß auf den Werften", sagt Maura.

Susanne reagiert darauf, als sei es auch ihr Signal. „Ich muß noch üben", sagt sie energisch und fängt an, sehr schnell zu gehen. Maura will sie noch nicht loslassen. Aber sie bleibt vor der Pension Rollin stehen.

„Hier wohnen Sie? — Sagen Sie mal, mein Fräulein, was für ein Gehalt wollen Sie haben?"

Susanne ist einen Augenblick in Verlegenheit. Vera Bach bekommt zweihundert, — das kann sie kaum beanspruchen. Was soll sie fordern? „Das — regelt doch wohl der Tarif", ruft sie endlich erleichtert.

Maura zieht den Hut. Er hält ihre Hand länger fest als nötig ist. Die andere hat sie in der Tasche, neben dem Ärmel guckt die Gerte heraus. Tarif! denkt er und wieder kommt er sich zum Narren gehalten vor. Pension Rollin und Tarif!

Sie schüttelt seine Hand und macht sich dann frei. „Also der Stellung wegen: ich heiße Vandenberg. Guten Abend, Herr Maura."

Dann steigt sie ins erste Geschoß hinauf und bezahlt ihre Rechnung. Am ersten April muß sie wieder ausziehen. Denn sie hat gerade noch vierhundertfünfundsechzig Mark. Sie wird in eine Pension für Kontoristinnen ziehen. Das muß es geben. Vielleicht findet sie bis zum April auch Vera Bach.

Sie packt die Stenogrammhefte wieder vor sich auf den Tisch. Schmidt Söhne. Stenotypistin für Englisch. Es ist alles ganz einfach. Da sprechen sie von Arbeitslosigkeit. Und sie findet in der ersten besten Tanzdiele eine Stellung.

Aber sie muß sich mit der Stenographie beeilen. Von diesen sogenannten Sigeln hat sie noch keine Ahnung. Sie malt einen Kringel, der auf der blauen Linie hängt. Das heißt nun „wo". Mit diesem zweiten Kringel daran heißt es „wohin". Sehr praktisch. Aber wo kommt es her?

Sie hat nicht aufgepaßt. Sie hat immer diese Mädchen gemustert neben sich in der Handelsschule. Sie wird sich

nicht mehr mit sozialen Studien beschäftigen und die Mädchen und die blassen Witwen mustern, sondern besser aufpassen. Sie malt noch einmal ein „wohin" . . .

Sie wird in den nächsten Tagen wieder ins Atlantik gehen müssen, schon um Maura nicht aus den Augen zu verlieren. Diese Stellung muß sie haben.

Außerdem darf sie nicht vergessen, sich nach dem Tarif zu erkundigen. Sie hat noch vierhundertfünfundsechzig Mark. Aber die andern leben auch. Kontoristinnen wie Sand am Meer in dieser Stadt, sagte Maura. Dann mietet sie sich ein kleines Zimmer, irgendein gemütliches, einfaches Zimmerchen, wohin sie abends müde und glücklich zurückkommt. Mit der Straßenbahn natürlich, nicht wie jetzt mit dem Taxi . . . es wird entzückend werden . . .

Als der Gong zum Abendessen läutet, fährt sie hoch und starrt in die Dunkelheit des Zimmers hinein. Draußen ist es Nacht. Sie hat, den Kopf auf den Armen, seit zwei Stunden fest geschlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Briefkasten trug die Schuld.

Skizze von **Georg Wagener.**

Für den jungen Mann aus der Provinz, der an einem Julitage des Jahres 1905 an der Station Clichy in die Pariser Untergrundbahn stieg, war das erst ein paar Jahre vorher in Betrieb genommene Verkehrsmittel etwas völlig Neues. So saß er in stumme Bewunderung dieser ungewohnten technischen Errungenschaften versunken, bis er ein paar Haltestellen weiter sein Augenmerk auch auf die Mitreisenden lenkte.

Er war, wie schon gesagt, ein Mann aus der Provinz. Damit erklärt sich die Tatsache, daß er sein Gegenüber zu allerletzt bemerkte. Die kleine Pariserin ärgerte sich ein wenig über diese Nichtachtung. Wozu hungert man denn, um von seinem jämmerlichen Lohn als Midinette sich kleiden zu können, wie die reichen Damen aus dem Faubourg St. Martin! Doch nicht, um übersehen zu werden! Wenn ihr auch schließlich an einem Provinzler nicht viel lag, so konnte sie doch auch von ihm wenigstens einen bewundernden Blick verlangen. Nebenbei gesagt, war er gar nicht so übel mit seinem gedrehten Schnurrbart und seinen schwarzen Locken, die ein wenig unter dem Panamahut — oder was danach aussehen sollte — hervorsahen. Nur hätte er eine große schwarze Schleife tragen sollen statt dieses unmöglichen Plastrons. Dann würde er wenigstens ein wenig nach einem Künstler ausgesehen haben.

Hier wurde der Gedankengang der kleinen Blanche durch den überraschten Blick voller Bewunderung unterbrochen, den der junge Mann aus der Provinz plötzlich auf sie warf. Also doch noch!

Sie hatte leider keine Gelegenheit, sich ihrer Genugtuung lange zu erfreuen, denn plötzlich badete ein greller Blitz den Führerstand in gespensterhaftes Grün. Die Lampen im Wagen erloschen. Der Zug hielt. Der Ruck schleuderte die kleine Blanche von ihrem Sitze, ihre Knie stießen gegen harte Schienbeine, ihr Strohhut mit der schönen Blumengarnitur rutschte ihr aufs Ohr, und dann verlor sie vor Schreck für einen Augenblick das Bewußtsein.

Als sie wieder zu sich kam, saß sie jemandem auf dem Schoß, und zwei Männerarme hielten sie behutsam fest. Ach ja, der Provinzler! Dann wunderte sie sich, daß sie gar keine Angst hatte, obwohl ein Unglück geschehen sein mußte. Denn ein paar hysterische Frauenstimmen schrien um Hilfe: „Sie lassen uns lebendig verbrennen!" — „Unsinn!" dröhnte ein Baß dazwischen. „Nur eine Betriebsstörung. Nicht aussteigen. Sitzen bleiben. Erst muß der Strom ausgeschaltet sein." Im gleichen Augenblick blitzte eine Taschenlampe in der Hand des Führers auf. Dann kletterte der Beamte vorsichtig zwischen die Schienen, und der Lichtkegel verlor sich in der Fahrtrichtung.

Die Aufregung im Wagen legte sich. Da machte die kleine Blanche Anstalten, sich wieder auf ihren alten Platz zu setzen. Doch der junge Provinzler hielt sie fest. „Sitzen bleiben, hat der Schaffner gesagt!" meinte er ernst. „Ein recht vernünftiger Gedanke", stellte die kleine Putzmacherin bei sich fest und wunderte sich über den Mut des jungen Mannes. „Wenn Sie meinen", sagte sie halblaut. „Ach ja, jetzt fühle ich erst, daß mir der Schrecken in den Gliedern sitzt." Sie zitterte ein wenig nachträglich, und die Schwäche war es auch wohl, die sie zwang, ihren Kopf leicht gegen seine Schulter zu lehnen. Der Hut saß ja doch schon schief.

Die kleine Blanche wußte nicht, wie lange ihr der freundliche junge Mann in der Finsternis Schutz und Trost gewährt hatte, als Bahnbeamte die Türen von außen öffneten: „Bitte aussteigen. Die Herrschaften müssen bis zur nächsten Station gehen." Selbstverständlich ließ der Provinzler das junge Mädchen auch jetzt nicht ohne Beistand. Er hob es aus dem Wagen, und der grobe Schotter zwischen den Gleisen verlangte es, daß er seine Schutzbefohlene am Arm führte, bis sie die Station erreichten.

Dann standen sie auf der Straße im rötlichen Schimmer des schönen Juliabends. Natürlich konnten sie nach diesem gemeinsam erlebten Abenteuer nicht mit flüchtigem Gruß auseinandergehen. Eine Konditorei in der Nähe besaß den großen Spiegel, den Blanche für ihren schiefsitzenden Hut brauchte, und außerdem eine lauschige Ecke. Als sie sich eine Stunde später trennten, kamen sie sich wie zwei recht gute alte Bekannte vor. Sie sahen deshalb auch keinen Grund ein, warum die vom Schicksal auf so romantische Weise geknüpften Freundschaftsbande hier gleich wieder reißen sollten. Man konnte sich wenigstens so lange hier und da einmal treffen, wie Charles Buisson — die Bekanntschaft schien dem jungen Mann so alt, daß er sich wunderte, als Blanche nach seinem Namen fragte und den ihren nannte — im Auftrage seines Chefs in Nantes die Pariser Kundschaft besuchte.

So war es denn ganz natürlich, daß die beiden Schicksalsverbundenen eine Woche später am Nationalfeiertag das bunte Bild der Truppenparade von Longchamps durch Schwenken von Taschentuch und Panama beleben halfen. Doch noch schöner war am gleichen Abend die Beteiligung am Tanz unter freiem Himmel in Blanches heimatlichem Viertel Belleville. Und dann, als die schwüle Julinacht, Wein, Tanz und freudige Erregung den Wunsch nach erfrischendem Ausruhen keimen ließen, stiegen sie zum Tempelchen auf den Buttes-Chaumont hinauf. Es war wohltuend dunkel dort oben nach der blendenden Helle des festlichen Trubels. Nur das plötzlich aufpuffende große Feuerwerk trug Schuld, wenn ein Lichtschein eine Sekunde lang über einen blumenverzierten Strohhut zitterte, der ein wenig schief gegen eine Männerbrust lehnte.

„Morgen muß ich zurück nach Nantes", sagte Charles Buisson. „Doch sobald ich zu Hause bin, schreibe ich Ihnen einen Brief, und Sie werden ihn gleich beantworten." Er war doch noch immer ein wenig schüchtern, dieser nette Provinzler.

Charles Buisson hielt sein Wort. Als die kleine Blanche ein paar Tage später seine schriftliche Werbung gelesen hatte, kaufte sie sich einen Liebesbriefsteller. Sie weinte ein wenig vor Rührung über den schönen Brief, mit dem sie ihrem Freunde aus der Untergrundbahn ihr volles Herz ausschüttete. An der Ecke der Rue de Belleville warf sie den Umschlag in den Kasten.

Sie hörte nie wieder etwas von Charles Buisson. —

Am 24. Juli 1930 hätte ein Lastwagen in der Rue de Belleville beinahe einen Fußgänger überfahren. Der Chauffeur konnte das Steuer im letzten Augenblick herumreißen. Der Wagen kletterte auf den Bürgersteig, streifte die Hauswand und zerdrückte einen Briefkasten. Der schüttete seinen Inhalt auf die Straße aus, und ein Schutzmann sammelte die zerstreuten Postsachen. Zuletzt fand er noch zwischen Klappe und Dach des Kastens eingeklemmt einen Brief. Er wunderte sich über die alte Marke: „Donnerwetter, die ist ja seit über zwanzig Jahren aus dem Verkehr gezogen. Sollte der Brief so lange im Kasten gesteckt haben!" Ein paar Zuschauer benutzten die Gelegenheit, um über die Nachlässigkeit der Post zu schimpfen. —

Das Amt in Belleville hatte sicher den Wunsch, den Fehler wieder gut zu machen. Vierzehn Tage später erhielt der Kaufmann Charles Buisson in Dijon einen Brief, auf dessen Umschlag die verschiedenen Briefträger seit Nantes seine sämtlichen Wohnungen vermerkt hatten. Er öffnete ihn erstaunt und las: „Ihr Name, geliebter Charles, steht für immer in meinem Herzen eingeschrieben. Mit Leib und Seele wird die Ihre für immer sein Ihre kleine Blanche."

Da trat Frau Marthe Buisson in das Zimmer. „Was hast du da?“ fragte sie im eisigen Tone der Frau, die es ihrem Gatten nicht verzeihen kann, daß sie ihm einst in einer schwachen Regung ihr Jawort gab, obwohl „sie hundert Bessere hätte bekommen können“. — „Nur ein dummer Reklamebrief“, antwortete Herr Charles Buisson gehorsam und warf das rasch zerfetzte Schreiben in den Papierkorb.

Es hatte ja keinen Zweck, Nachforschungen über den Verbleib dieses fünfundzwanzig Jahre zu spät eingetroffenen Briefes anzustellen.

Das Konzert.

Von **Dorothea Hollatz**-Darmstadt.

Beethovens Geist weht durch den Saal. Es sind die Schlußtakte des Adagio, die alle Herzen zu einem einzigen zusammenschweißen — und dieses eine einzige Herz zittert und glüht unter dem Hauch der Töne, es verblutet in dem Sehnen, ganz eins zu werden mit jenem Klang, aufzugehen in der Welle der Melodie, von der Woge der unirdischen Musik aufgesogen zu werden.

Ein einziger Schlag bewegt dieses einzige Herz, aber die Blutströme sind ungleich — sie sind wild und zahm, begehrend und verzichtend, Freude spendend und Leid erzeugend. Und doch sind sie alle voll Blut und Seele, voll des lebendigen Lebens.

Nehmt nur die sechs, die in der ersten Reihe so dicht beieinander sitzen. Vielleicht gehören sie alle zu einer Familie; manche von ihnen gleichen sich. Das Rampenlicht wirft einen Schein auf sie zurück, daß ihre Gesichter und Hände hell aus dem Dunkel hervorschimmern. Diese Hände — auch sie leben unter der windbewegten Wärme des Klanges. Sie leben ihr eigenes Leben.

Da sind die schmalen, weißen Hände mit dem Ring an der Rechten. Sie falten sich zum Gebet, aber sie lösen sich, weil sie keine Ruhe finden. Sie ringen miteinander, und es geht ein feuchter Glanz von ihnen aus, wie er über den Stirnen Todkranker liegt. Es sind die Hände einer jungen Frau, die ihre Augen in die tiefen Falten des Vorhangs zwängt, so als könnte aus dem Schatten jener Falten Lösung für das Rätsel ihres Lebens kommen. Und ihre Lippen zittern, während sie die Musik in kühler Ergebenheit aus vollen Schalen trinkt.

Wie ruhig sind die Frauenhände, die neben den ihren auf der samtnen Brüstung liegen. Sie sind wie Marmor, so befriedigt und fest — aber nicht so weiß und tot. Wie klar und froh ruht jener glücklichen Frau sinnender Blick auf dem Trauring und wandert still zur Höhe, inneren Bildern folgend. Wie stumm und dankbar trinkt ihr Mund von der unversiegbaren Quelle der Melodie, so als wäre sie der Born ihres herrlichen Lebens, ihres Glückes und ihrer Ruhe. Nur manchmal streift ihr Auge mitleidig das weiße Antlitz ihrer jungen Schwester, jedoch ohne von der Blässe ihrer Wangen etwas nehmen zu können oder zu wollen.

Zur anderen Seite der blassen jungen Frau liegen zwei geballte Fäuste trotzig auf den Sessellehnen, und ein Paar dunkel glühende Jünglingsaugen saugen sich an dem Menschen fest, der fähig ist, das Herrliche so herrlich wiederzugeben. Ob er es selbst einmal so können wird? Nein, gewiß nicht so . . . so nie . . . Trotz allen Fleißes und aller Erkenntnis. Was bedeuten ihm Schule, Elternhaus und Kirche? Dies ist Gott, dies ist wie Krieg, wie Schlachtgebet. Er hört Rüstungen klirren, und an der Schläfe fühlt er einen stechenden Schmerz. Hat es ihn getroffen? Aber es fließt kein Blut . . . Wie ist es nur möglich, vor Gottes Angesicht zu stehen, ohne seine alltägliche Gestalt zu ändern, ohne irgendetwas . . . Er beißt die Zähne zusammen und preßt die Nägel in das sehnige Fleisch der Handteller.

Neben den glücklichen marmorstillen Händen ruht eine alte, leicht zitternde Männerhand, auf der die blauen Adern scharf umrissene Muster bilden. Manchmal schlägt diese Hand den Takt auf dem roten Samt — dann nickt das edelgeformte Haupt in aufleuchtendem Verstehen. Wie zwei Sonnen erstrahlen die Augen unter den weißen Büscheln — Sonnen, die viel Leid gesehen haben und dennoch Sonnen geblieben sind. Der Mund steht unbeweglich unter der starken Nase, und der Atem geht fest und regelmäßig, als söge er die Fülle der Musik wie den Trank aller Weisheit in bewußter Dankbarkeit in sich ein: Ja — ich habe viel Großes und Hohes im Leben genießen dürfen; habe Dank, Gott, daß du mir auch dieses noch beschertst.

Das lenzjunge Mädchen ihm zur Seite — vielleicht seine Enkelin — schaut ehrfürchtig zu ihm auf. Es hat unruhige Augen, die nach rechts und links schauen und doch so voll Staunen und Ergriffenheit sind. Ob das Leben so schön ist, wie diese Töne es versprechen? Oder noch schöner? Ob die anderen schon wissen, wie es ist? Wie süß es sich lieben läßt auf den sanften Wellen der Melodien. Das Staunen weicht einem Lächeln, und die Nasenflügel beben. Aber dann kommt wieder der scheue Ernst, und die Augen suchen fragend umher. Und immer wieder tasten sie zur Seite — zum Großvater oder hinüber — ach wie oft und erwartungsvoll —, hinüber zu dem Manne zur Linken. Und dabei ruhen die weichen, rosenfarbenen Hände immerzu gefaltet im Schoß, zwischen den seidenen Stoffbiegungen des Kleides.

Aber der Mann an der Seite hat den Blick kein einziges Mal erwidert. Er hält die Arme über der Brust verschränkt, und sein schmaler Kopf hängt schwer bis auf die Arme herab. Dabei sind seine Augen fest geschlossen. Nur das Zucken der Schläfen und das Beben der scharfen Mundwinkel künden die Glut des inneren Feuers. Aber wie still und beherrscht weiß er zu genießen! Als forme die Musik seine Seele zu einem Gebilde klassisch-hoher Schönheit — dabei reißt sie ihm das Blut stromweise vom Herzen, und die Dämme seiner Seele können den Sturzfluten seiner Empfindungen keinen Halt gebieten. Deshalb bleiben seine Augen so fest geschlossen und die Arme so hart über dem stürmenden Herzen verschränkt. Zweimal hat er die Haltung gelöst, die braunen ringlosen Hände ungeduldig auf die Brüstung gestützt und an allen vorbeigesehen bis zu der blassen jungen Frau, deren Blick in den tiefen Falten des Vorhangs hängt. Er hat ihr Auge nicht gefunden. Doch ihre Seele findet er in dem Strom der Musik, auf den Brandungen der taktbewegten Klänge, in dem Schall der wirklichkeitslosen Melodie. Darum sitzt er so unbeweglich, um sie nicht zittern zu machen.

Das sind die sechs Gestalten in der Mitte der ersten Reihe, da, wo das Rampenlicht einen Schein zurück wirft. Sechs Schicksale sind von den Armen der Musik umschlungen, daß sie eins sind, die doch so fremd und einsam nebeneinander stehen. Aber hier geht ein Strom durch sie alle hindurch, und sie trinken alle davon. Manche empfinden den Trank süß und manche bitter. Aber auch die Bitterkeit des Trankes ist voll göttlichen Lebens.



Bunte Chronik



* **Unglücksrollen der Filmprominenten.** Das amerikanische Filmpublikum beweint den Tod seiner Lieblinge, Lon Chaney und Milton Sills. Täglich bekommen Filmdirektoren, bei denen die verstorbenen Filmstars zuletzt beschäftigt waren, Briefe, deren Schreiber sich darüber beschweren, daß die Verstorbenen Unglücksrollen gespielt haben, die ihnen den Tod gebracht hätten. Man ist nämlich in Amerika sehr abergläubisch und jedes Ereignis wird irgendwie von der mystischen Seite gedeutet. Ein Kinobesucher macht die Öffentlichkeit aufmerksam auf die letzte Szene, die Lon Chaney spielte, und in der er in Wirklichkeit Abschied vom Publikum nahm. Die letzte Szene war eine Aufnahme auf der Plattform eines Eisenbahnwagens. Der Zug fuhr fort und Lon Chaney winkte ein Lebewohl. Die Unglücksrolle, behauptet der abergläubische Kinobesucher, hat dem Filmstar den Tod gebracht. Was Milton Sills betrifft, so war seine letzte Aufnahme im Film tatsächlich symbolischer Art. Er stellte einen Verstorbenen dar, der in einem Ambulanzwagen weggefahren wurde. Einige Tage später nach der Aufnahme dieser Unglücksrolle starb der Filmliebling des amerikanischen Publikums.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg